

A man with a full, dark beard and short hair is shown in profile, looking down and to the left. He is wearing a dark denim shirt. The background is a vibrant blue with white and black splatters, resembling paint or ink. The overall mood is artistic and rugged.

Penny
Reid

Winston
BROTHERS

Whatever you need

FOREVER 

Kapitel 2



Cletus

»Wie kann denn ein neues Getriebe so teuer sein? Ich hab so viel Geld für ein Getriebe nicht!«

Meinen besten Absichten zum Trotz würde ich Deveron Stokes anlügen müssen.

»Das Getriebe macht ja nur einen Teil des Gesamtbetrags aus. Für das Getriebe bekommen Sie von mir einen Rabatt, Mr Stokes. Aber sehen Sie hier? Ihr Auspuff braucht eine neue Aufhängung. Und Ihre Profilflüssigkeit ist auf einem gefährlich niedrigen Stand – von den Unterboden-Zündkerzen und dem defekten Kurbelschrauber gar nicht zu reden.«

Kurbelschrauber war neu. Das hatte ich mir ganz spontan ausgedacht. Beau konnte so etwas besser als ich, aber er war leider nicht da. Mistkerl.

Deveron seufzte und betrachtete blinzeln den Kostenvoranschlag, der zwischen uns auf dem Tresen lag. Seine Stirnfalten wurden tiefer. Er schüttelte den Kopf. »Also gut. Ich meine ... ja, wahrscheinlich haben Sie recht. Das Auto ist wirklich in schlechtem Zustand. Danke für den Preisnachlass beim Getriebe.«

Ich nickte ernst. Ich konnte gut ernst nicken. Das ernste Nicken war vermutlich mein bestes und populärstes Nicken. Die Leute fühlten sich immer ein wenig besser, wenn ich ernst nickte, also tat ich es so oft wie möglich.

Mr Stokes hob den Blick. »Sie sind echt ein guter Kumpel, Cletus.«

Ich nickte noch einmal ernst, sagte aber nichts. Ich war definitiv *kein* guter Kumpel von Mr Stokes. Mr Stokes war ein schlechter Mensch. Seit sechs Jahren zahlte er keinen Unterhalt für sein Kind, aber an Whiskey, Frauen und Zigaretten mangelte es ihm nie.

Allerdings war mir der Mann schon unsympathisch gewesen, bevor ich diese unappetitlichen Fakten über ihn in Erfahrung gebracht hatte.

Ich mag es nicht, über andere Menschen zu urteilen.

Ich *liebe* es.

Es war ungemein befreiend, wenn man Menschen abschreiben konnte.

In solchen Dingen war der erste Eindruck oft richtig. Und *mein* erster Eindruck war *immer* richtig. Das lag daran, dass ich eine streng wissenschaftliche Methode anwandte. Und dass ich mit einem unfehlbaren Sinn für Logik auf die Welt gekommen war.

Ich nehme mir immer zehn Minuten Zeit. Wenn ich keine zehn Minuten habe, bilde ich mir keinen Eindruck, sondern warte, bis mir ein entsprechendes Zeitfenster zur Verfügung steht. Ich weiche niemals von dieser Zehn-Minuten-Regel ab. Einmal habe ich mir ein halbes Jahr lang keinen Eindruck von unserem neuen Pastor gebildet, weil ich nie Gelegenheit hatte, zehn Minuten am Stück mit ihm zu verbringen.

Meine Momma fand es gar nicht gut, dass ich mich in all den Monaten hartnäckig weigerte, den Mann auch nur anzusehen. Aber meine streng wissenschaftliche Methode darf nicht verwässert oder ausgehebelt werden. Sie ist heilig. Und mehr als zehn Minuten benötige ich nicht, um den Charakter einer Person zu erkennen.

In den ersten fünf Minuten sehe ich die betreffende Person grundsätzlich nicht an. Ich schließe die Augen, schaue auf meine Füße oder zur Seite. Auf diese Weise komme ich nicht in Versuchung, ein Urteil aufgrund von Äußerlichkeiten zu fällen.

Ich schüttele der Person die Hand, um zu prüfen, was für einen Händedruck sie hat. Ist er schwach? Zu fest? Zögerlich?

Ich achte genau auf Stimme und Wortwahl, denn der Wortschatz ist das Lexikon unserer Gedanken. Wie drückt sich die Person aus? Geradeheraus? Präzise? Gestelzt? Welche Themen kommen zur Sprache? Redet die Person die meiste Zeit von sich selbst oder schreckt sie eher davor zurück, sich in den Mittelpunkt der Unterhaltung zu stellen?

Nachdem ich fünf Minuten lang einfach nur zugehört habe, unterbreche ich das Gespräch, um mich zu erkundigen, was für ein Auto die Person fährt. Dann (und erst dann) schaue ich sie an.

Es geht mir dabei nicht um das Auto als solches, sondern darum, wie die Person über das Auto spricht. Man kann viel daran ablesen, wie jemand von seinem Auto redet. Voller Stolz? Eher verlegen? Zwiegespalten?

Die Antwort auf diese Frage nimmt in der Regel zwischen zehn Sekunden und fünf Minuten in Anspruch. Am Ende dieses Automonolog habe ich mir mein Urteil gebildet.

Selbstverständlich liebte ich meinen Nächsten. Meine Momma hatte mich gut erzogen. Ich sah ein, dass es klug war, seinen Nächsten zu lieben, und verstand den Sinn hinter der Redensart *»Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem anderen zu«*.

Ich zog es lediglich vor, meinen Nächsten aus einem gewissen Abstand heraus zu lieben. Ich war ein Freund von Fernbeziehungen, bei denen man nicht regelmäßig miteinander kommunizieren musste.

In meinem Leben war Platz für (maximal) vierundzwanzig Menschen, und ich hatte bereits sechs Geschwister. Vierundzwanzig Menschen, das machte im Durchschnitt zwei Geburtstage pro Monat. Kein Mensch hat Zeit, mehr als zwei Geburtstagspartys im Monat zu feiern. Das ist eine ganze Menge Kuchen, und ich bin sehr wählerisch, was Kuchen angeht.

Aber zurück zu Deveron Stokes und seinem Getriebe.

Er rieb sich den Nacken und starrte missmutig auf den Kostenvoranschlag. *»Die Sache ist die, Cletus, ich ... tja ... Also, im Moment hab ich einfach nicht genug Geld, um das alles zu bezahlen.«*

Ich nickte, diesmal allerdings eher gedankenvoll als ernst. *»Nun, Deveron, in dem Fall haben Sie zwei Möglichkeiten. Sie können den Wagen auf eigene Kosten von unserem Hof schleppen lassen und warten, bis Sie das Geld für eine Reparatur zusammenhaben. Oder wir kommen irgendwie zu einer Einigung.«*

Ich wunderte mich kein bisschen. Im Gegenteil, ich hatte sogar darauf spekuliert, dass Deveron sich vor dem Bezahlen der Rechnung drücken würde.

Die Glocke über der Tür bimmelte, und ich spähte an Deveron vorbei, um zu sehen, wer die Werkstatt betreten hatte. Es war mein ältester Bruder Jethro. In seiner Begleitung befand sich eine große, mir unbekannte Frau.

Hastig wandte ich den Blick ab. Ich wollte nicht zu viel von ihr sehen.

»Was denn für eine Einigung?«, fragte Deveron, dessen Blick auf einmal sehr verschlagen war.

»Oh, es geht nur um einige kleine Gefälligkeiten. Nichts Ungehöriges, Mr Stokes, keine Sorge.« Das war eine weitere Unwahrheit.

Mr Stokes bügelte Hemden in der Reinigung, und er kellnerte im Front Porch, wo er allerdings nicht offiziell als Mitarbeiter geführt wurde, sondern sein Gehalt bar auf die Hand bekam – eine weitere Maßnahme, um Unterhaltsforderungen zu entgehen. In Bälde würde ich Mr Stokes eröffnen, dass die erste der besagten Gefälligkeiten, die er mir nun schuldete, darin bestand, Jackson James' gestärkte Deputy-Uniform mit Juckpulver zu

präparieren. Vergangene Woche hatte Officer James den Fehler gemacht, ohne Grund eine Verkehrskontrolle bei mir durchzuführen. Und ich war gerade nicht in der Stimmung gewesen, kontrolliert zu werden.

Im Verlauf der kommenden Wochen würde der Deputy nacheinander von mehreren Plagen heimgesucht werden. In dem Zusammenhang hatte ich sogar mit dem Gedanken gespielt, ihn unter Zuhilfenahme eines Gürteltiers mit Lepra zu infizieren. Doch am Ende hatte ich von dem Plan wieder Abstand genommen. Vielleicht beim nächsten Mal.

Mr Stokes schluckte nervös. »Na ja ... okay. Ich meine, klar, warum nicht? Wenn Sie das so wollen, Cletus.«

Ich nahm einen der Schlüssel, die hinter dem Tresen bereitlagen, und legte ihn zusammen mit einem Leihwagenvertrag vor Deveron hin. »Gut. Um die Einzelheiten kümmern wir uns später, allerdings müssten die Gefälligkeiten erledigt sein, bevor ich mit der Arbeit an Ihrem Truck beginne. Bis dahin biete ich Ihnen gerne zum Preis von zehn Dollar pro Tag, zahlbar im Voraus, einen Wagen unserer werkstatteigenen Flotte als Leihfahrzeug an.«

Deveron Stokes nickte nervös. Er war kein netter Mensch, aber auch nicht völlig hirnlos. Er zückte sein Portemonnaie, reichte mir einen Hunderter – wie gesagt, an Whiskey, Frauen und Zigaretten mangelte es ihm nie – und schnappte sich Schlüssel sowie Vertrag. Er zog sich auf einen der Stühle in dem kleinen Sitzbereich zurück und begann zu schreiben.

Alle unsere Leihwagen waren 1990er Dodge Neons. Ich hatte immer einige von ihnen fahrbereit auf dem Hof stehen, für Kunden wie Deveron Stokes. Und wir hatten viele Kunden wie Deveron Stokes.

Ohne in ihre Richtung zu blicken, bedeutete ich meinem Bruder und der großen Frau, näherzutreten, während ich gleichzeitig einige Notizen auf Mr Stokes Kostenvoranschlag machte. »Sei begrüßt, Jethro. Was führt dich in unsere bescheidene Auto-Schrauberei?«

»Hey, Cletus. Ich wollte dir Shelly Sullivan vorstellen. Sie ist neu in der Stadt und sucht Arbeit als Automechanikerin.«

Ich zog die Brauen zusammen – nicht aus Unmut, sondern vor Erstaunen. Nur mit allergrößter Mühe konnte ich mich davon abhalten, einen Blick auf diese Automechanikerin zu werfen. Es gab nicht viele Automechanikerinnen.

»Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Miss Sullivan«, sagte ich und sah den Tresen an.

»Mr Winston.«

Mein Stirnrunzeln wurde intensiver, denn ihre Stimme klang ... nun, um ganz ehrlich zu sein, klang ihre Stimme ungewöhnlich. Klar und direkt, ein bisschen heiser, als spräche sie nicht oft und auch nicht gern. Sie kam aus dem Norden. Boston, schätzte ich. Aber ihr Akzent war kaum wahrnehmbar.

Ich tat so, als müsse ich sehr gründlich eine Auftragsbestätigung überprüfen.
»Erzählen Sie mir was von sich, Miss Sullivan.«

Ich musste nicht hinsehen, um zu wissen, dass Jethro schmunzelte. Er war mit meiner wissenschaftlichen Methode vertraut und amüsierte sich oft darüber. Wahrscheinlich hatte er Miss Sullivan sogar vorgewarnt, denn sie schien mir den fehlenden Blickkontakt nicht übelzunehmen.

»Ich habe mit vierzehn angefangen zu schweißen, und ungefähr seit derselben Zeit repariere ich auch Autos. Ich habe mir alles selbst beigebracht, durch Ausprobieren und aus Büchern. Ich bin sehr gut.«

Ich wartete darauf, dass sie fortfuhr. Was sie aber nicht tat.

»Sonst noch was?«, hakte ich nach.

»Nichts Relevantes«, lautete ihre Antwort.

Normalerweise achtete ich sehr genau auf meine Mimik, aber in diesem Moment konnte ich mir ein zufriedenes Lächeln nicht verkneifen. Es gefiel mir, dass sie das Wort *relevant* benutzt hatte. Es deutete darauf hin, dass sie über die Relevanz ihrer Äußerungen nachdachte, ehe sie den Mund aufmachte. So etwas konnte man einem Menschen nicht beibringen.

Jetzt schaltete sich auch Jethro ein. »Erinnerst du dich noch an Quinn Sullivan, den Mann von Ashleys Freundin Janie? Hübsch, rote Haare?«

»Quinn hat keine roten Haare. Wenn ich mich recht erinnere, hat er braune.«

»Nein, du Dummkopf«, knurrte Jethro ungehalten. »Ich meinte Janie, nicht Quinn. Shelly ist seine Schwester.«

»Aha.« Ich nickte, hatte den Blick aber weiterhin auf den Tresen geheftet. Ich habe kein Problem mit Vetternwirtschaft – solange der Vetter etwas taugt. Quinn war ein typischer Macher: Er redete nicht, er packte die Dinge an. Ich mochte ihn. Hätte er in der Nähe gewohnt, wäre ich vielleicht auf seine Geburtstagsparty gegangen.

Es wurde Zeit für den Händedruck, also streckte ich Shelly meine Rechte zum Gruß hin. Ihre Hand war groß für eine Frau, mit langen, schwieligen Fingern. Ihr Händedruck war kurz, fest und selbstbewusst. Doch das alles bemerkte ich nur am Rande, denn als unsere Hände sich berührten, fuhr mir ein rätselhaftes Prickeln den Arm hinauf.